Familienblätter
Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 11. Posen, den 15. März. 1891.

Der Landwehrmann.

Novellette von Alfred Bock.

(Nachdruck verboten.)

„Könnt Ihr denn nicht Frieden halten, Kinder?" rief die Hofräthin unwillig aus und warf die Morgenzeitung so heftig auf den Tisch, daß die Kaffeetassen klirrten und die silbernen Löffelchen lustig in die Höhe sprangen.

„Das hält kein Engel länger aus," polterte Fritz, der Assessor, der in Lieutenantsuniform dasaß. „Seit Wochen verfolgt mich Gretchen mit diesem Robert Müller-Xanten, seit Wochen droht sie mir mit seinen Novellen und Gedichten. Und ich habe ihr kategorisch erklärt, daß ich keine Zeit habe, dieses Zeug zu lesen!"

„Dieses Zeug?" Gretchen war aufgesprungen, flammende Röthe übergoß ihr hübsches Gesicht: „Du bist einfach rücksichtslos, Fritz!"

„Ich acceptire das ruhig, aber sei so freundlich und verschone mich mit Deinen litterarischen Schwärmereien."

„Du darfst es mir nicht übel nehmen, Fritz," sagte Gretchen etwas spitz, „ich habe die Wahrnehmung gemacht, daß Du geradezu unausstehlich geworden bist, seitdem Du den Civilrock mit der Uniform vertauscht hast."

„Kinder, Kinder," jammerte die Hofräthin, „Ihr macht mir mit Eurem ewigen Hader großen Kummer."

„Du siehst, Mama," grollte Fritz, „daß sie unablässig ihre Geschosse auf mich schleudert. Das erkläre ich Dir hiermit, Schwester: an meinem unbesoldeten Assessor magst Du Deinen Spott üben, aber den Lieutenant laß mir aus dem Spiele. Ich müßte sonst mit einer Schärfe erwidern, die peinlich werden könnte."

Ich verzichte auf jede weitere Debatte," schmollte Gretchen, „eins kann ich Dir freilich nicht hingehen lassen. Du sagst so schlechthin: ich habe keine Zeit, ein gutes Buch zu lesen, drücke Dich lieber korrekter aus und gestehe zu, daß Du keine Lust hast, sie Dir zu nehmen. Womit füllt Ihr Herren der Schöpfung denn Eure Abende aus? Muß denn Alles im blauen Wirthshausdunst aufgehen? Habt Ihr, der Lektüre entfremdet, in literarischen Dingen nicht längst Euer selbstständiges Urtheil aufgegeben? Betet Ihr nicht Alles dem Kritiker Eurer Zeitung nach? Was begeistert Euch noch? Höchstens ein modernes Sensationsstück, das kein anständiger Mensch ohne zu erröthen sehen kann!"

Der Herr Assessor-Lieutenant war im Zweifel, ob er die kleine Philippika seiner Schwester ernst oder scherzhaft nehmen sollte. „Um Gotteswillen," rief er in halb ärgerlichem, halb spöttischem Tone, „wo hast Du denn die Weisheit her? Ich fange an, um Dich besorgt zu werden. Wenn das die Früchte sind, die die Bücher Deines Robert Müller-Xanten zeitigen, so machst Du mich wirklich neugierig, seinen poetischen Wundergarten einmal kennen zu lernen."

Gretchen schwieg. Der Lieutenant schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

Kommst Du heute zum Mittagbrot?" fragte die Hofräthin.

„Nein," erwiderte Fritz, „ich speise im Casino!" Bei diesen Worten warf er die Thür nicht eben sanft in's Schloß.

Gretchen brach in Thränen aus. „Alles wollte ich geduldig von ihm hinnehmen. Aber sein kränkender Spott, seine Sticheleien und Ausfälle auf meine kleinen Liebhabereien — nichts ist ihm heilig und es könnte so gut zwischen uns sein!"

„Ich bin mit meiner Weisheit zu Ende," seufzte die Hofräthin, „Ihr seid eben grundverschiedene Charaktere und ganz unberechenbar. Sei nachgiebig gegen ihn, wir wissen, daß er herzensgut ist. Kommst Du ihm nur auf halbem Wege entgegen, so hast Du ihn ganz gewonnen."

Nach dieser Ermahnung nahm die Hofräthin ihre Zeitung wieder zur Hand und vertiefte sich in das Feuilleton. Gretchen las die italienischen Sonette Müller-Xanten's, zwei dicke Thränen fielen auf das aufgeschlagene Blatt. —

Der literarische Kranz, dem Gretchen angehörte, hatte den Dichter Robert Müller-Xanten, der durch einige in rascher Folge veröffentlichte poetische und prosaische Schriften bekannt geworden war, mit dem Lorbeer gekrönt. In feierlicher Sitzung war beschlossen worden, seine Werke anzuschaffen, und da der Kürschner'sche Kalender verrieth, daß der Dichter noch jung war, so war das ein Grund mehr, sich für ihn zu begeistern und ihm eine glänzende Zukunft zu prophezeihen. Wehe dem Unglücklichen, der anderer Meinung war. Fritz, der unbarmherzige Spötter, war längst in die Acht erklärt worden, und Gretchen selber konnte nicht leugnen, daß ihr Bruder ein Barbar, ein spitzfindiger Realist sei. Daher entstand denn auch der kleine Krieg zwischen den Geschwistern, der mit großer Erbitterung auf beiden Seiten geführt wurde; aber Gretchen war fest entschlossen, die Waffen nicht zu strecken und den Bruder zu bekehren, es koste, was es wolle.

Eine Stunde beschaulicher Ruhe mochte Mutter und Tochter vergangen sein, als Rieke, die Köchin, in einiger Aufregung hereintrat.

„Jesses, Frau Hofrath, wir bekommen Einquartierung!"

„Zeigen Sie mal den Quartierzettel her", befahl die Hofräthin und las: „1 Landwehrmann auf 12 Tage mit Verpflegung." Eine schöne Ueberraschung, Rieke! Wo bringen wir den Mann unter?"

„In der Mansardenstube. Essen kann er bei mir in der Küche."

„Ich glaube, wir quartieren den Mann doch lieber aus", meinte die Hofräthin.

„Das wird Ihnen schwer fallen", entgegnete Rieke achselzuckend. „Die Stadt ist mit Militär überfüllt und die Wirthe nehmen Preise, daß einem die Augen übergehen!"

„Es ist wunderbar", bemerkte die Hofräthin, „ich habe noch keinen Logirbesuch gehabt, den Sie nicht mit so zu sagen mürrischem Gesichte empfangen hätten, aber sobald Einquartierung angesagt wird, sind Sie gleich Feuer und Flamme."

Rieke ließ die kleine Predigt ruhig über sich ergehen und fragte nur: „Soll ich in der Mansardenstube das eiserne Bett aufschlagen?"

„Meinetwegen", willigte die Hofräthin ein und kramte aus dem vor ihr stehenden Schlüsselkörbchen den Schlüssel zum Wäschschrank hervor.

Gegen Mittag rückte der Landwehrmann ins Quartier. Rieke erlebte sofort eine bittere Enttäuschung. So dankbar der Krieger für die ihm angebotene Verköstigung war, so wollte er dennoch lieber ganz darauf verzichten, wenn es ihm nicht gestattet werde, auf seinem Zimmer zu speisen! Es war unerhört, er war zu stolz, in der Küche einzukehren!

Fritz, der etwas angeheitert in fröhlicher Stimmung am späten Nachmittag aus dem Kasino heimkehrte und sich dann eines stundenlangen gesunden Schlafes erfreute, erfuhr erst am Abend von dem neuen Hausgenossen. „Lassen Sie den Mann mal auf mein Zimmer kommen", befahl er der Rieke. Eine Minute später stand der Landwehrmann in strammer Haltung vor seinem Vorgesetzten. „Mein Bursche", begann Fritz, „der arme Teufel, hat jeden Morgen eine halbe Wegstunde von der Kaserne hierher zu laufen, um mich zu wecken. Wollen Sie das in nächster Zeit früh halb fünf Uhr übernehmen?"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant."

„Na schön, da können Sie sich von der Rieke jeden Tag eine Flasche Bier extra geben lassen."

„Zu Befehl, Herr Lieutenant."

Der Landwehrmann machte eine halbe Kehrtwendung und verschwand. „Der Kerl", dachte der Assessor, „hat ein ganz intelligentes Gesicht."

In den nächsten Tagen ereignete sich nichts Besonderes im hofräthlichen Hause. Die Frau Mama hatte dem Herrn Sohn einmal tüchtig den Text gelesen, darauf war zwischen Bruder und Schwester Waffenstillstand geschlossen worden. In einer schwachen Stunde hatte sich Fritz dazu verstanden, eine Ode Robert Müller-Xanten's geduldig mitanzuhören, und am Abend desselben Tages war der gesammte literarische Kranz von diesem Vorfall unterrichtet.

Rieke, die Köchin, lebte mit dem Krieger auf dem Kriegsfuße. Er war gegen sie von herablassender Freundlichkeit, die ihr innerstes Herz empörte. Dabei hatte er noch mit keinem Schritte ihr Gebiet betreten.

„Ein trauriger Landwehrmann, Fräulein Gretchen", klagte die Küchenfee, „droben hat er einen Haufen Bücher aufgestapelt und sitzt darüber bis in die Nacht hinein. Was ein ordentlicher Landwehrmann ist, der thut seinen Dienst und hat ein lustiges Herz dabei. Aber der, na ich danke! Vorhin habe ich gar so eine Art Gedicht auf seinem Tische liegen sehen."

„Was faseln Sie da, Rieke?" fuhr Gretchen von ihrer Arbeit auf, „ein Gedicht?"

„Bitte sehr, Fräulein, unsereins weiß doch wohl, was ein Gedicht ist."

„Wann kommt der Landwehrmann nach Hause?"

„In der Regel gegen Mittag."

„So laufen Sie schnell hinauf und holen Sie mir das Gedicht."

„Aber Fräulein, Sie wollten —"

„Schnell, Rieke, schnell!"

Rieke mußte wohl oder übel. Gleich darauf hielt Gretchen das Gedicht in der Hand. Es war offenbar erst vor wenigen Stunden niedergeschrieben worden. Die Ueberschrift lautete: Elegie. Gretchen las. Ihr Herz begann stärker zu klopfen, diese Sprache, diese Gedanken! Das war ja unmöglich, das sollte der Landwehrmann —

Es war ein Glück, daß Onkel Forstmeister in diesem Augenblick ins Zimmer trat. Er wurde sofort eingeweiht und überflog das Gedicht, „Bravo", sagte er in seiner heitergemüthlichen Weise, „da liegt Musik drin."

„Und Du hast ein Urtheil, Onkelchen", rief Gretchen aufgeregt, „ein gutes Urtheil."

„Ihr habt da einen ganz besonderen Landwehrmann im Quartier, und ich bezweifle keinen Augenblick, daß er der Verfasser des Gedichtes ist."

„Onkelchen", stotterte Gretchen, „das wäre eine schöne Verlegenheit. Er weckt jeden Morgen unsern Fritz und schlägt auf einem ganz ordinären Strohsack."

„Er wird darum, wenn wir ihn fragen, seine Autorschaft nicht verleugnen", meinte der Onkel.

Inzwischen kamen die Hofräthin und ihr Sohn dazu, Gretchens Aufregung wuchs zusehends. Der Forstmeister schlug vor, den Landwehrmann für den Abend zu Tische zu bitten, Gretchen fand das ganz selbstverständlich.

„Was fällt Dir denn ein, Schwester?" schnarrte der Bruder Lieutenant und rasselte sehr laut mit dem Säbel.

„Laß er mir die Flausen", entschied der Onkel Forstmeister; „Du und der Landwehrmann, Ihr tragt Beide des Königs Rock. Ich bin zwar noch aus der alten Schule, aber ich habe in zwei Feldzügen den Degen getragen und bin der Meinung, daß es Deiner Ehre gar keinen Abtrag thut, wenn Du einem gebildeten Menschen, auch wenn er keine Epauletten hat, Zutritt in Deine Familie gewährst."

Fritz gab zögernd seinen Widerstand auf, und man kam überein, den Landwehrmann zum Abendbrot zu bitten; auch der Onkel versprach zu kommen.

Rieke verdarb an diesem Tage das Mittagessen, weil sie sich den Kopf zerbrach, wie sie, ohne sich etwas zu vergeben, den hofräthischen Landwehrmann einladen könne.

Gretchen theilte dem literarischen Kranz unverzüglich mit, was geschehen war. Um 4 Uhr waren alle Damen versammelt, und die Elegie, welche sauber abgeschrieben zirkulirte, fand allgemeine Anerkennung. Dieses Gretchen hatte ein unerhörtes Glück! Da verschmachtete man in der Dürre des Provinzlebens, da wehte kein poetischer Hauch durch die langweiligen Gassen, nun entpuppte sich gar ein durchziehender Marssohn als Dichter von Gottes Gnaden und ward bei Hofrath's einquartiert. Warum gerade bei Hofrath's? Wieviel Quartiere hätten seiner gewartet, wieviel Herzen hätten ihm entgegengeschlagen!

Als Gretchen sich von der literarischen Versammlung verabschiedet hatte, schwebte eine dunkle Wolke über dem Haupte der zurückbleibenden Freundinnen. Man hatte Mühe, eine starke Regung von Eifersucht zu unterdrücken, aber Clementine Berg, die zu Pfingsten einmal ein Gedicht in das Unterhaltungsblatt des städtischen Anzeigers geliefert hatte, rief mit einem Anflug von Heroismus: „Schämt Euch, ich klatsche nicht mit.

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide." —

Punkt acht Uhr meldete sich der Landwehrmann im Salon bei dem Assessor-Lieutenant, der ihn etwas steif, aber wohlwollend begrüßte. Gegen die Anwesenden verbeugte sich der Gast mit leichtem Anstand und stellte sich vor: „Doktor Robert Müller-Xanten."

Die Wirkung dieser Worte auf die Familienmitglieder war eine ganz verschiedene. „Aha", dachte Onkel Forstmeister, „ein Philologe." Der Lieutenant empfand seinem akademisch gebildeten Wecker gegenüber ein gewisses Unbehagen und die Hofräthin, welche die schlechte Bettwäsche vor Augen sah, die sie für den Landwehrmann herausgegeben hatte, fühlte eine leise Schwächeanwandlung. Gretchen hatte alle Fassung verloren, ihr Herz klopfte zum Zerspringen und sie wechselte mehrmals die Farbe. „Dr. Müller-Xanten", preßte sie mühsam heraus, „so sind Sie —"

„Schriftsteller, gnädiges Fräulein!"

„Und der Verfasser —"

„Ich glaube kaum, daß Sie von meinen kleinen Schriften etwas gelesen haben."

„Doch, doch, Herr Doktor", behauptete Fritz, „wir haben Ihre Schriften nicht allein gelesen, sondern wir besitzen sie auch."

Dann nahm die kleine Gesellschaft an der Tafel Platz. Fritz erfuhr zu seiner Verwunderung, daß der talentvolle Dichter während seiner einjährigen Dienstzeit nicht das geringste militärisch-strategische Talent gezeigt und nicht einmal die Gefreitenknöpfe erobert hatte. Gretchen wußte nicht, ob sie wache oder träume. Das war beinahe zu viel des Glückes. Und wie er zu erzählen wußte, wie er die Worte setzte, wie ihm die Gedanken zuströmten, wie seine braunen Augen blitzten! Die Hofräthin fand ihn sehr interessant, Onkel Forstmeister nannte ihn ein über das andere Mal einen famosen Herrn und Fritz hatte eine Flasche Sekt anfahren lassen. Erst gegen Mitternacht trennte man sich. „Herr Doktor", sagte der Lieutenant, „ich habe Sie jeden Morgen um halb fünf Uhr an mein Zimmer schwirren lassen, ist mir wirklich fatal."

„Ich wecke Sie natürlich weiter, Herr Lieutenant!" versetzte bescheiden der Landwehrmann.

„Na ich möchte doch bitten", sprach Fritz etwas verlegen, „wozu habe ich denn meinen Burschen. Uebrigens kann ich Ihnen vielleicht einmal gefällig sein. Hat mich sehr gefreut, Herr Doktor, gute Nacht!" —

Der literarische Kranz durchlebte eine trübe Zeit. Seither war es Sitte gewesen, daß jedes Mitglied der Versammlung sein Tagebuch offen vorlegte, in der letzten Sitzung hatte sich Gretchen dessen mit einer Entschiedenheit geweigert, die allgemeine Entrüstung hervorrief. Es war klar, daran war Niemand anders schuld, als Robert Müller-Xanten. Clementine Berg hielt eine fulminante Rede. Der Dichter, sagte sie, sei jung, hoffnungsvoll, aber unerfahren. Die Nation habe ein Recht darauf, ihn frei und unabhängig seiner Kunst erhalten zu sehen, Niemand habe seine Bahn zu kreuzen. Am wenigsten eine gewisse junge Dame, die offenbar mit der Absicht umging, dem Arglosen Ketten zu schmieden, Liebesketten! Man hatte Beweise. Der Kranz hatte den Dichter bitten lassen, vor dem Plenum eine seiner Dichtungen vorzutragen, allein der Landwehrmann war nicht erschienen, sondern hatte Dienst und Uebermüdung vorgeschützt. Ohne Zweifel, Gretchen war mit ihm einverstanden, die Schwärmerin, die Idealistin! Es war fürchterlich!

Trotz dieser freundschaftlichen Gesinnungen des literarischen Kranzes schwamm Gretchen in einem Meer von Seligkeit. Robert war der tägliche Gast ihrer Mutter. Die Hofräthin hatte er im Sturm erobert, Fritz blieb zum Erstaunen seiner Kameraden meist Abends zu Hause, um an der anregenden Unterhaltung des kleinen Kreises, zu dem auch der Onkel Forstmeister gehörte, theilzunehmen. Und Gretchen! Kannte sie ihn nicht längst aus seinen Büchern? War es nicht der lebendige Hauch seines Geistes, der sie so oft erfrischend daraus angeweht? War es nicht verzeihlich, daß ihr kleines Herz im Verkehr mit dem liebenswürdigen jungen Dichter vollends besiegt worden war?

Aber die Zeit, die unerbittliche, flog dahin und die Stunde, da er für immer scheiden sollte, war gekommen. Nun stand er stattlich und hoch aufgerichtet vor ihr und hielt ihre kleine zitternde Hand fest umschlungen! Dann kam die Hofräthin dazu und er fragte, ob er wiederkommen dürfe. Gretchen's leuchtender Blick sagte ihm Ja, tausendmal Ja und das geschah im Augenblick, da rollte der Helm über den Fußboden hin und er hielt sie umschlungen und nannte sie seine süße Braut.

Draußen in der Küche schluchzte die Rieke unaufhörlich: „Das war in drei Jahren der Dritte, den wir ins Quartier bekamen. Der Erste war ein Leichtfuß, der Zweite war verheirathet und der Dritte verspricht sich mit unserm Fräulein. Jesses, so ein Landwehrmann!"

Modenarrheiten der französischen Vorzeit.

Von H. von Remagen.

Der große Staatsmann Colbert kannte die Macht der Mode und rechnete bei seinen Träumen von einer allgemeinen Monarchie auf den Beistand dieser allgewaltigen Göttin. „Die französische Sprache" — sagte er einst zu Ludwig XIV. — „muß in Europa allgemein werden, und unsere Moden müssen uns alle Völker unterthan machen!" —

Und der kluge Diplomat kannte die Menschen, ihre Eitelkeit, ihre Charakterschwäche und ihre — Nachahmungssucht, jene eigentliche Erbsünde, die wir vielleicht von den Thieren, mit denen wir, nach Vogt und Darwin, in den ersten Stadien unseres Seins auf einer Stufe gestanden haben sollen, entlehnt haben. Und nichts hat von jeher dieses Erbübel mehr gereizt, als die leidige Mode. Sagt doch schon ein mittelhochdeutscher Dichter: wenn es bei den Franzosen Mode wäre, die Beinkleider am Hals, die Sporen am Hut und die Handschuhe an den Füßen zu tragen, — der Deutsche würde sich keinen Augenblick bedenken, es ebenso zu machen.

Und wenn auch eine Zeit lang Spanien hierin den Ton angab, Frankreich behauptete doch größtentheils die Oberherrschaft. Besonders was die eigentlichen Modenarrheiten betrifft, war die französische Nation, so weit unsere Quellen zurückreichen, in der Regel die Erfinderin. Sie konnte Schlachten verlieren, alle möglichen Schicksalsschläge ertragen, die ein anderes Volk erdrückt haben würden — eine „neue Mode" setzte sie immer wieder „au fait."

So z. B. in den Kreuzzügen im elften bis dreizehnten Jahrhundert, wo über 400000 Mann ihr Leben in den Morgenlanden lassen mußten, brachten die den Niederlagen glücklich entgangenen Franzosen als geringen Ersatz — die langen Röcke aus jenen Gegenden mit nach ihrem Vaterlande. Sie wurden zur herrschenden Mode, die sich bis in das sechszehnte Jahrhundert erhielt. Die Edelleute glaubten, wenn sie diese Röcke mit einer Schleppe versehen ließen, so gebe dies einen Vorwand, dieselben sich nachtragen zu lassen und dadurch verschafften sie sich Ansehen und ihren Pagen — eine Beschäftigung. Nur wer von Adel war, durfte dergleichen Schleppenröcke tragen. Die großen breiten Aermel band man über dem Ellenbogen auf, während sie hinten bis zum Knie herabhingen. Sie waren aus dem feinsten Stoffe und mit Hermelin oder Grauwerk gefüttert. Den Kopf bedeckte eine Kappe, deren langer mit Franzen besetzter Schweif über dem Rücken hinabwallte. Goldverzierungen aber waren nur dem Ritterstande erlaubt.

Unter der Regierung Karls V. trugen die adligen Damen und Herren Röcke, welche blasonirt, d. h. über und über mit Wappen, Bildern und Charakteren besetzt waren.

Unter Karl VI. kam die getheilte Kleidung in doppelten Farben auf. Eine Chronik sagt darüber: „Den 17. Oktober 1409 ward der Ehrenveste Johann von Montague geführt, von dem kleinen Chatelett nach Salles, wie er gesetzt war auf einen Karren und in seiner Livrey gekleidet nämlich: ein großer langer Rock, halb roth und halb weiß, und eine Kappe ebenso; mit einem rothen und einem weißen Halbstiefel und verguldeten Sporn, die Hände gebunden; vor ihm her gingen zwey Trompeter. Und als ihm der Kopf abgeschlagen war, wurde sein Leichnam „geführt" zum Pariser Galgen und daran aufgehangen mit seinen Halbstiefeln und verguldeten Sporn."

Unter Franz I. legte man die langen Kleider ab und fiel in ein anderes Extrem; man trug Pantalons, ein Wamms mit kurzen Schößen, mit Beinkleidern und Strümpfen — alles zusammen aus einem Stücke.

Die Damen unter der Regierung Karls VI. trugen hohe Mützen, die den Zuckerhüten ähnelten und an der Spitze mit einem Goldknopf verziert waren, woran der längere oder kürzere Schleier geknüpft war. Die Größe desselben richtete sich nach dem vornehmeren oder geringeren Stand der Frau. Der Schleier einer Edeldame berührte bisweilen den Boden, der einer Bürgerin hingegen durfte höchstens bis zu den Schultern reichen.

Während der Regierung Franz II. glaubten sich die Männer durch einen starken Leib ein majestätisches Ansehen zu geben, und die Frauen dachten dasselbe durch eine breite Rückansicht zu erlangen. Ueberdies legten die Weiber damals noch Gesichtsmasken an und machten damit Besuche, gingen so auf Promenaden und in Kirchen. Bald jedoch verdrängten die sogenannten Schönheitspflästerchen die Masken. Einige Frauen bedeckten ihr ganzes Gesicht damit. Später gingen sie noch weiter; die schwarzen Fleckchen wurden in allerlei Figuren geschnitten, Triangeln, Sonne, Mond und Sterne u. s. w., ja selbst ganze Karossen mit Pferden und Kutschern „zierten" en miniature die Wangen und Stirnen des schönen Geschlechts.

Franz I., den 1321 ein Feuerbrand beschädigt hatte, mußte sich sein Haupthaar abschneiden lassen, und um nicht wie ein Mönch auszusehen, ließ er seinen Bart wachsen, wodurch die längeren Bärte Mode wurden und bis unter der Regierung Heinrichs III. blieben. Der nachherige Kanzler François Olivier konnte 1526 nicht „maitre des requêtes" im Parlamente werden, ohne seinen langen Bart abstutzen zu lassen, wenn er bei Prozessen Beistand leisten sollte. Es war in dieser Zeit gegen die Kirchenstatuten, einen Kanonikus mit einem langen Bart aufzunehmen.

Unter Heinrich IV. kürzte man den Bart ab. Er blieb nur drei Finger lang stehen, abgerundet, in Gestalt eines Fächers, wie ein Katzenbart. Nachher behielt man nur die beiden Stutzbärte mit einem kleinen Haarschopf in der Mitte, während die Lippen glatt rasirt wurden.

Unter Ludwig XIV. war der Royal oder „Königliche Stutzer" der modische Bart.

Als die Fächerbärte noch in Mode waren, gab man ihnen durch Pomaden Geruch und Farbe. Vornehme Personen trugen bei Trauerfällen den Bart — vergoldet. Des Nachts wurde er gewickelt und, damit er nicht in Unordnung käme, in einem eigenen Bartbeutelchen (Brigotelle) verwahrt.

Noch mehr aber als den Männern blieb es den französischen Frauen vorbehalten, „Mode zu machen".

Die beiden schönen Töchter der Katharina v. Medici: Elisabeth (Gemahlin Heinrichs II., später Gemahlin Philipps II. von Spanien), dieselbe, die Schiller im „Don Carlos" charakterisirt, und besonders Margarethe, die 1572 mit Heinrich IV., damals noch König von Navarra, vermählt und 1599 von ihm, als er König von Frankreich war, geschieden wurde. (Scribe brachte sie in „Märchen der Königin von Navarra" und als Margarethe Valois in den „Hugenotten" auf die Bühne.) — Diese beiden Damen beeiferten sich noch als Prinzessinnen von Valois ihre Schönheit durch geschmackvollen Putz und kostbaren Schmuck zu heben, und wurden so in ihrem Vaterlande die ersten Schöpferinnen neuer Moden und Urheberinnen des Wechsels derselben. Die unglückliche Elisabeth konnte zwar, weil sie in ihrer schönsten Jugendblüthe an den Hof kam, wo die strengste Etiquette sie fesselte, ihrem Erfindungsgeiste zu neuen Moden nur kurze Zeit freien Lauf lassen. Sie zog sich ebenso prächtig als geschmackvoll an, und ihre Frisur pflegte selbst ihre erfinderische Schwester oft nachzuahmen. Da sie in Spanien nicht immer nach ihrem Wunsche Tracht und Putz verändern konnte, so entschädigte sie sich durch einen beständigen Wechsel der Kleider. Keines derselben trug sie mehr als einmal und die wohlfeilsten davon kosteten mindestens 300 bis 400 Thaler — für die damalige Zeit eine kolossale Summe. Auch ihre Schwester Margarethe von Navarra beherrschte durch ihr schöpferisches Modegenie eben so sehr die Frauenwelt, als sie durch ihre Schönheit die Herrenwelt unterjochte. Ihr zuerst hatten es die Französinnen zu danken, daß sie durch Kleidung und Putz alle anderen Völker übertrafen.

Margarethens Bruder, König Heinrich III., übertraf noch womöglich seine Schwester an Modesucht, kam ihr aber in Bezug auf ihren wahrhaft genialen Geschmack nicht bei. Nach authentischen Quellen war es ihm die liebste Beschäftigung, — sich selbst und seine Gemahlin zu frisiren und seinen und ihren Kragen in Falten zu legen. Die Pariser nannten ihn deshalb spottweise „Gauderonneur des colets de sa femme, et friseur des ses cheveaux." —

Unter Heinrichs IV. Regierung nahm Kleiderpracht, Schmuck- und Modenwechsel noch um ein bedeutendes zu. Vor der Taufe des Dauphins waren alle Schneider und Sticker in Paris so sehr beschäftigt, daß es dem Marschall von Bassompierre schwer ward, einen aufzutreiben, der für ihn arbeiten wollte. Endlich erboten sich seine bisherigen Schneider und Sticker, ihm ein Kleid anzufertigen, das alle andern übertreffen sollte, wenn er Lust habe, eine große Summe anzuwenden. Sie benachrichtigten ihn, daß eben ein niederländischer Kaufmann mit einer ganzen Pferdeladung von Perlen angelangt wäre und daß er eilen müßte, um die zum Sticken nöthigen noch rechtzeitig zu erhalten. Der Marschall kaufte zur Verzierung des Kleides, das aus golddurchwirktem, violettem Brokatstoffe verfertigt war, nicht weniger als — fünfzig Pfund Perlen. Die Stickerei kostete allein 600 und das ganze Kleid gegen 14000 Thaler.

Unter Ludwig XIII. nahm der Aufwand in Putz und Kleidern mehr ab als zu; dennoch verschwendete die bekannte Freundin der berühmten Ninon del'Enclos, Marian de Lormes, die den gefürchteten Premierminister Richelieu zum Anbeter hatte, in einem einzigen Jahre für Fächer, Handschuhe, Parfümerien und dergleichen Kleinigkeiten die Bagatelle von — 50000 Thalern, die ihr Verehrer Emeri bezahlen mußte.

Als sich Ludwig XIV. mit der spanischen Infantin vermählte, trugen die Hofkavaliere äußerst enge und kurze, aber reich gestickte Röcke, oder vielmehr Wämmser, und ungeheure Beinkleider, deren Kniebänder und Schleifen sich durch wahrhaft abenteuerliche Größe auffällig machten. Die spanischen Höflinge hatten keinerlei Stickerei an ihren Kleidern, dafür aber ganze Schatzkammern der kostbarsten Edelsteine. Man fand ihre Beinkleider in eben dem Verhältniß zu eng, in welchem die ihrer französischen Zeitgenossen zu weit waren. —

Und wenn wir von der Renaissance bis zur neuesten Mode heraufblicken, immer sehen wir Frankreich und seine Frauen an der Spitze des bunten Narrenzuges, der die Mode bedeutet. Auf die Marquise von Montespan und die blauäugige Lavallière folgte die Gräfin du Barry und die Marquise de Pompadour &c., und wenn auch die Exkaiserin Eugenie mit dem Zusammenbruch der bonapartistischen Dynastie, als letzte Herrscherin im Modenreiche ihr Scepter niederlegen mußte — die Republik Frankreich hatte gar bald auch ihre Republik in der Mode. Freilich übernahmen jetzt untergeordnete Organe die Regierung, tausende Schauspielerinnen, Tänzerinnen und — Cocotten. Aber die Sklavinnen der „hautes Nouveautés" nehmen Alles an, ahmen Alles nach, und so ist man in Paris glücklich auf dem Standpunkt angelangt, daß selbst die gebildetsten Damen sich nicht entblöden, ihre Schnittmodelle nach dem Muster der Halbweltlerinnen zu entlehnen. Allerdings gaben solche Ausschreitungen den Impuls zur Gründung einer selbständigen vaterländischen Mode. Die deutschen Konfektionäre setzen ihren ganzen Erfindungsapparat in Aktion, um dieses lobenswerthe Streben zu fördern; aber trotz dieser Bestrebungen, trotz der mannigfachen Unterstützung, die dieser Absicht zu Theil wird, mag noch manches Jahrzehnt verstreichen, ehe es gelingen wird, uns von der eisernen Tyrannei der Weltstadt an der Seine zu emanzipiren. Ob es überhaupt gelingen wird? — Jetzt haben die Damen das Wort!

Aphorismen.

Sein Kleid sich flicken, in dem Winkel der Geduld verbleiben,
Ist besser, als von wegen eines Kleids 'ne Bittschrift schreiben,
Und lieber will ich da der Hölle Qual ausstehen,
Als in das Paradies mit fremden Füßen gehen.

Saadi.

* * *

Arbeit, edle Himmelsgabe,
Zu der Menschen Heil erkoren,
Nie bleibt ohne Trost und Labe,
Wer sich deinem Dienst geschworen.
Dir entspringt der Weisen Labe,
Und dich meiden nur die Thoren;
Ungestützt an deinem Stabe,
Ach, wie oft wär' ich verloren!

Bodenstedt.

* * *

. . . . . Es können sich
Nur Wenige regieren, den Verstand
Verständig brauchen. — Wohl dem Ganzen, findet
Sich einmal Einer, der ein Mittelpunkt
Für viele Tausend wird, ein Held; sich hinstellt
Wie eine feste Säul', an die man sich
Mit Lust mag schließen und mit Zuversicht!

Schiller.

* * *

Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.

Goethe.

* * *

Wohl dem, der sich aus eig'nem Werke
Im Sturm ein freies Leben schafft!

Jul. Hammer.

Den Kohl, den du dir selbst gebaut,
Mußt du nicht nach dem Marktpreis schätzen;
Du hast ihn mit deinem Schweiß bethaut,
Die Würze läßt sich durch nichts ersetzen.

Rückert.

* * *

Willst du des Vaters hohe Würde erben,
So mußt du seine Kenntniß dir erwerben;
Denn all das Geld, das er zurückgelassen,
Kann in zehn Tagen man gar leicht verprassen.

Saadi.

* * *

Völlig elend ist der thät'ge Mensch nie;
Und Natur in ihrer wilden Schönheit
Heilt die Seele selbst des Leidenvollsten.

Platen.

* * *

Das Wurzeln in einer abhängigen Stellung, welche die Richtung der Gedanken und Handlungen ganz fremdem Willen dienstbar macht, erzeugt immer eine gewisse Beschränktheit; in niedern Lebenskreisen sowohl wie in hohen.

Bodenstedt.

* * *

Schaffe dir selbst eine Nöthigung
Zu wirken und zu erwerben!
Der einz'le Mann hat gar leicht genung,
Läßt seine Kräfte verderben;
Du wirst dir der deinen erst bewußt,
Wenn du für Mehre sie brauchen mußt.

Rückert.

Verantwortlicher Redakteur: J. Steinbach in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.